

Urs Baumann

Was glauben wir eigentlich?

Vom Credo zur Bekenntnisvielfalt

Traditionelle Bekenntnisse sind vielen heute fremd. Die Ermutigung, eigene Glaubensformeln zu entwerfen – wie im Credo-Projekt von Publik-Forum –, macht sichtbar, was Menschen tatsächlich glauben. Von hier aus wäre die Gottesrede neu zu buchstabieren.

Das Credo in der Krise?

● Alles scheint klar und abgemacht, wenn am Sonntag in den meisten christlichen Kirchen während des Gottesdienstes alle gemeinsam das Glaubensbekenntnis sprechen – meist das kleine, das so genannte Apostolische, seltener das ausführliche der Konzilien von Nizäa und Konstantinopel. Seit über 1600 Jahren gelten diese alt-ehrwürdigen Texte als zentrale Symbole des Glaubens, die selbst, wenn die äußere Kirchengemeinschaft zerbrochen ist, eine letzte Klammer der Einheit bilden. So war es weit ins 20. Jahrhundert hinein. Heute scheint freilich ein so grundstürzender Wandel der Sprache, der Denkformen und des Erlebens von Welt und Wirklichkeit einzutreten, dass die alten Formeln immer weniger in der Lage sind, noch auszudrücken, »was die Menschen wirklich glauben«¹. Martin Dolde, Präsident des Evangelischen Kirchentags, skizzierte die Spannung

zwischen dem persönlichen und öffentlichen Glauben in einer, danach höchst kontrovers diskutierten, Rede aus persönlicher Betroffenheit heraus so: »Ich nehme [das Apostolische Glaubensbekenntnis] als Zusammenfassung des Glaubens der früheren Christen gerne zur Kenntnis, doch werde ich immer leiser, wenn unsere Pfarrer uns auffordern, es im Gottesdienst zu sprechen. Ich werde deshalb leise, weil diese Worte beginnen mit: ›Ich glaube‹. Wie komme ich dazu, ausgerechnet im Gottesdienst vor allen Leuten regelmäßig zu lügen? Oder ist die wesentliche Wiederholung einer Unwahrheit keine Lüge? Ich kann nicht glauben, dass Jesus vom Heiligen Geist gezeugt wurde. Ich kann nicht glauben, dass Maria Jesus als Jungfrau zur Welt gebracht hat. Ich kann nicht glauben, dass Jesus nach drei Tagen körperlich auferstanden ist. Aber ich habe gelernt zu verstehen, was mit diesen Sätzen gemeint ist. Viele Erläuterungen leuchten mir auch ein. Doch das hat mit einem Bekenntnis nichts zu tun. Das ist eine Aneinanderreihung von Aussagen und Bildern, die mir sehr viel über frühere Traditionen und Glaubenshaltungen sagen, aber die ich schlichtweg nicht glauben will. Warum auch?«²

Martin Dolde hat mit seinen offenen Worten zweifellos vielen aus dem Herzen gespro-

chen. Gleichzeitig löste er in konservativen Kreisen einen Sturm der Entrüstung aus. Während die einen ihm lebhaft beipflichteten, dass eine Neufassung des Glaubensbekenntnisses eine dringende Aufgabe der Kirchen sei, forderten andere vehement, dem Zeitgeist ja keine Opfer zu bringen, sondern in Geduld abzuwarten. Es stehe einem Christen nämlich durchaus gut zu Gesicht, auch mal einfach »nur« zu glauben. Aber gerade das ist heute das Problem, dass man es sich nicht bloß selber einreden kann, etwas zu glauben, sondern, dass man überzeugt sein muss von dem, was man glaubt. Glauben kann man nicht per Dekret verordnen. Er ist Sache persönlicher Überzeugung und nicht künstlicher Selbsteinrede.³ Wer gegen seine persönliche Überzeugung Dinge »für wahr hält«, ist nicht gläubig, sondern betrügt sich um die Wahrheit! Ich glaube nicht, wovon ich nicht selbst überzeugt bin. Dies gilt sowohl von Glauben im Sinne der personalen Beziehung zur Transzendenz als auch von Glaubensinhalten.

Es ist – mit anderen Worten – von größter Bedeutung, dass die Glaubens- und Vertrauenssätze, auf die wir unser persönliches Selbstverständnis, den Sinn und das Ziel unseres Lebens gründen und von denen es gehalten wird, auch tatsächlich wahr sind. Ob der Gott existiert, an den ich glaube, ist keine belanglose Theologienfrage. So wenig wie die Frage, warum ich eigentlich Christ bin, welches meine Gründe und Argumente sind oder was mein Christentum ausmacht? Es sind Fragen, die wir nicht nur hypothetisch stellen oder die andere aus bloßer Neugier uns stellen, sie gehen zutiefst mich selber an: Was glaube ich eigentlich? Wer sagt mir, was wahr ist, worauf ich unbedingt vertrauen kann? Worauf gründet mein Leben? Was hält mich, wenn alle Stricke reißen? Es macht Sinn, hier in die Ich-Form zu wechseln, denn Religion ist heute auf höchst überraschende Weise zu einer Sa-

che des persönlichen Intimbereichs geworden. Selbst Lebenspartner tun sich oft leichter, miteinander über ihre sexuellen Wünsche zu sprechen, als über das, worauf sie sich letztlich in ihrem Leben verlassen.

Was die Menschen wirklich glauben (und nicht glauben)

● Umso erstaunlicher ist der geradezu phänomenale Erfolg des Credo-Projekts der Zeitschrift »Publik-Forum«. Im Frühjahr 1999 veröffentlichte diese »Zeitung kritischer Christen« ein Dossier, mit dem Titel »Hans Küng. Credo. Für Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts.«⁴ Jean-Louis Gint, ein belgischer Religionslehrer, hatte hier die zentralen Aussagen und Fragestellungen von Küngs Buch »Credo«, in dem dieser eine zeitgemäße Interpretation des Apostolischen Glaubensbekenntnisses vorlegte, knapp zusammengefasst. »Publik-Forum« ermunterte die Leser, sich diesen Versuch zu eigen zu machen und doch selbst einmal ein persönliches Glaubensbekenntnis zu verfassen. In der Folge gingen auf diese »Credo-Initiative« über 3000 Zuschriften ein. Sie bilden eine wichtige Ressource zum Verständnis der aktuellen Glaubenssituation.⁶

Gemeinden, Bildungshäuser und kirchliche Verbände haben die Idee aufgegriffen. Gruppen wurden gegründet, Bildungsveranstaltungen angeboten mit dem Ziel, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer anzuregen, ihr persönliches Glaubensbekenntnis anderen zugänglich zu machen, mit ihnen in ein »ehrliches« Glaubensgespräch einzutreten und gemeinsam eine neue Sprache des Glaubens zu finden.

Die Erfahrungen sind höchst herausfordernd: Die Texte zeigen, dass die Verfasserinnen und Verfasser die traditionellen Glaubensbe-

kenntnisse der christlichen Kirchen überwiegend als missverständlich empfinden. Gleichzeitig zeigt sich: Auch wenn eine christliche Grundsubstanz zurückbleibt, vertreten viele Bekenntnistexte tatsächlich eine synkretistische Grund-

»Sie sind nicht orthodox.«

einstellung, und trotz der Schwierigkeiten, die Texte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, ergibt sich ein durchgehender Eindruck: Sie sind nicht orthodox. Umgekehrt erweisen sich die persönlichen Credo oft als wahre Fundgrube für neue religiöse Sprachversuche, Metaphern und Symbole der Transzendenzbeziehung.

Bei der Durchsicht der Texte kristallisieren sich symptomatisch thematische Schwerpunkte heraus, die um zentrale theologische Themen kreisen: das Transzendenzverständnis, das Gottesbild, Jesus – seine theologische Bedeutung, seine religionsgeschichtliche Stellung, sein Geist –, die Frage nach dem Interesse Gottes am leidenden Menschen (Theodizeeproblematik), die Frage: Tod und was dann?

Große Probleme bietet vielen die Vorstellung von Gott als einem personhaften, ansprechbaren Du. Man spricht lieber anonymisierend von der Gottheit, einer göttlichen Urkraft, die alles zusammenhält und alles durchwirkt, oder einer kosmischen Energie. Unübersehbar ist auch der Einfluss buddhistischen und esoterischen Gedankenguts auf das Gottesverständnis.

Andere Bekenntnisse sind geprägt von Naturerlebnissen, die wiederum zu einem eher pantheistischen Gottesbild führen. Gott wird mit der Umschreibung »göttliche Kräfte« als eine Wirklichkeit verstanden, die über den Religionen und jenseits ihrer theologischen Gottesbilder steht. Der interreligiöse Gottesbegriff wird konsequent dahin weitergeführt, dass Buddha, Jesus

Christus und Mohammed auf eine Stufe gestellt werden. Sie sind Träger der gleichen göttlichen Kraft, die man vielleicht als Synonym für (heiligen) Geist verstehen könnte. Der Geist wirkt durch diese Menschen nur auf besondere Weise.

Der hingebungsvolle Glaube an den »größeren Gott« in der Tiefe und im Jenseits aller Religionen und Gottesvorstellungen ist das Faszinosum mancher Bekenntnisse. Religionen, wird damit angedeutet, sind zwar Landkarten, die hilfreich sein mögen auf dem Weg zu Gott. Gott selbst aber, die Landschaft, bleibt transzendent.

Nun gibt es freilich neben der distanzierten Redeweise von göttlichen Kräften auch zahlreiche Bekenntnisse, die Gott als Urform und umfassenden Horizont personaler Begegnung und Kommunikation begreifen. Gott als »Gespräch in der Nacht«, als »frohmachendes Lachen im Menschen«, als »vertrautes Du zum Leben«⁷, »Gott, das alles umfassende und alles durchdringende Du, das in mir ist und in dem ich bin«.⁷ Auch solche Texte lassen freilich die Frage offen, ob dieses universale »Du« im Einzelfall tatsächlich transzendent gedacht wird oder letztlich doch auf eine Überhöhung irdischer Liebe im Sinne einer postmodernen »Nachreligion der Liebe« (Ulrich Beck) hinausläuft.⁸

Viele Credotexte zeigen außerdem: Für mehr Kirchenglieder, als man sich vorstellen kann, ist die Behauptung der Gottsohnschaft Jesu, seine religionsgeschichtliche Einzigartigkeit wie im Übrigen die ganze Christologie ein Problem. In nicht wenigen Bekenntnissen wird Jesus nur indirekt genannt. Dies scheint darauf zu verweisen: Für viele ist die offene Frage nach der Existenz Gottes und der persönlichen Erfahrung der Transzendenz so bedrängend, dass Jesus und seine Geschichte zunächst gar nicht thematisiert werden können. Hier ist es schon ein großer Schritt, sich überhaupt zu einer allgemeinen Transzendenzbeziehung zu bekennen.

Angesichts der Schwierigkeiten, welche gerade nachdenkliche Christinnen und Christen mit der Christologie haben, muss man sich fragen, ob die Sohnesmetapher angesichts einer heute völlig veränderten Vorstellung von Familienbeziehungen überhaupt noch geeignet ist, die theologische Fracht zu tragen, welche die dogmatische Tradition mit ihr verbunden hat. Dies gilt freilich auch von der Anrede Gottes als Vater (und Mutter). Zu vermuten ist, dass die Credotexte andere Bedeutungen mit diesen Metaphern verbinden, als die biblische Tradition vorsieht. Denn tatsächlich haben ja viele Worte, die in den

»Widerspruch zur ursprünglichen Botschaft«

offiziellen Bekenntnissen eine hochtheologische Rolle spielen, wie etwa: Vater, Sohn, Mutter, Geist, Schöpfung, Licht, Himmel und Hölle, Wesen oder Substanz ..., im heutigen Sprachgebrauch einen ganz anderen Erfahrungshintergrund als die alten Formeln voraussetzen. Unter Umständen evozieren sie ein theologisches Verständnis, das nachdenkliche Christen und Christinnen dann zu Recht als Widerspruch zur ursprünglichen Botschaft des Evangeliums empfinden.

Entgegen einem exklusivistischen Selbstverständnis des Christentums vertritt ein erheblicher Teil der Credo-Texte sodann ein pluralistisches Religionsverständnis. Für die meisten ist zwar das Christentum weiterhin die favorisierte Religion, für die sie sich persönlich entschieden haben. Religionen sind nicht mehr als Wegweiser zur Transzendenz, zu Gott. Wichtiger als die Frage, welche Religion man hat, ist, dass man sie ernst nimmt. Viele würden wohl auch der These folgen, dass die Religionsgeschichte mit dem Christentum nicht endet, sondern weitergeht.

Das Christentum braucht neue Glaubensbekenntnisse!

● Aus dieser knappen Zustandsschilderung wird nicht nur die gegenwärtige Krise der christlichen Bekenntnistradition und kirchlichen Bekenntnisbildung auf dramatische Weise sichtbar, es ergeben sich auch die Umrisse der gewaltigen Aufgabe, die das Christentum im 21. Jahrhundert zu lösen hat. Es geht um nichts weniger, als dass die Sache Jesu in einer Sprache vertreten werden muss, die nicht neben der geistigen und kulturellen Verfassung der Menschen her läuft, sondern sie trifft und überzeugt – was sie jetzt offensichtlich nicht vermag. Was wir brauchen, ist eine entschlossene neue Inkulturation des Christentums in die Gegenwartsgesellschaft. Es genügt nicht mehr, die alten Bekenntnisformeln lediglich zu wiederholen und zu kommentieren. Bekenntnisse dürfen keine Allegoresen sein, die dem Gläubigen zumuten, etwas anderes zu denken, als er in Worten sagt. Vielmehr ist es der Sinn von Bekenntnistexten, zumal wenn sie im gemeinsamen Gottesdienst vorgetragen werden, Sprachangebote zu sein, in denen der einzelne Gläubige sich mit seinem individuellen Credo verstanden und aufgehoben wissen darf.

Damit stehen die christlichen Kirchen gemeinsam vor der allerdings fast unerfüllbaren Aufgabe, unter den Bedingungen einer »postmodernen« Kultur neu zu sagen, was Christsein eigentlich bedeutet. Die besondere Schwierigkeit eines solchen Vorhabens besteht darin, dass der gemeinsame Bestand an religiösen Grundüberzeugungen nicht nur in unterschiedlichste Kultur-, Denk- und Sprachformen hinein artikuliert werden muss, sondern dass auch innerhalb der einzelnen Gesellschaften ganz unterschiedliche Lebenswelten zu berücksichtigen sind. Das heißt: Theologie und Kirchen haben zu lernen, dass Glaubensaussagen nicht mehr auf einheitli-

che Formulierungen festgelegt werden können, sondern dass es auf die Inhalte ankommt, die je neu gewonnen, in Sprache gebracht und vermittelt werden müssen. Dies setzt einen Umgang mit theologischer Sprache voraus, der sich ernsthaft mit der Tatsache auseinandersetzt, dass nicht nur der Inhalt der Bedeutungen, die ein Wort umfasst, sondern dass auch Begriffe sich im Prozess der Kultur ändern können. Theologie und Kirche müssen außerdem wissen:

- Die Veränderung von Sprache und Denken hat dazu geführt, dass auch die Sache, um die es der alten Kirche in ihren Bekenntnissen ging, ohne weitreichende theologiegeschichtliche Studien nicht mehr verstanden werden kann.
- Deshalb garantiert das Festhalten an einmal gefundenen dogmatischen Glaubensformeln nicht automatisch auch den »rechten Glauben«.

Was das Christentum und die Theologie als seine Interpretin heute am dringendsten benötigten, ist eine Umkehrung der Blickrichtung religiöser und theologischer Sprache. Die Aufgabe der Theologen darf sich nicht darin erschöpfen, Theologie mühsam in allgemeinverständliche Sprache zu »elementarisieren« oder traditionelle theologische Begriffe und Dogmen lediglich zu »übersetzen«. Vielmehr muss es darum gehen, die Bilder und Ahnungen des Transzendenten bei den Menschen selbst (wieder) aufzufinden und erst einmal »ipsissima voce« selbst zur Sprache kommen zu lassen. Aufgabe christlicher Theologie wäre es dann, der individuellen – und heute zunehmend individualisierten – Religiosität einen ansprechenden christlichen Deutungs- und Bezugsrahmen zu geben, in dem sie sich selbst wiederfinden und bewähren, wo sie in der Begegnung mit Jesus und seiner Gotteserfahrung zu sich kommen und kritisch reflektiert werden kann.

- Die Geschichten, Chiffren, Metaphern und Symbole zeitgenössischer Transzendenzerfah-

rung sind das Material, aus dem heute theologische Begriffe neu gewonnen werden müssen.

Brauchen wir also ein neues Apostolikum?

- Ich plädiere keineswegs dafür, die altkirchlichen Glaubenssymbole außer Kraft zu setzen. Dafür sind sie ökumenisch zu wichtig. Bei allen Problemen, die sie dem Verständnis heute bieten, gilt es auch zu sehen: Wichtiger, als dass alle hinter jeder einzelnen Bekenntnisformel dasselbe verstehen, ist die Überzeugung, dass alle Christen sich doch letztlich zum selben Gott, Christus und Geist, zu einer einzigen Kirche und Taufe bekennen. Wenn aber die traditionellen Glaubensbekenntnisse tatsächlich kaum noch in der Lage sind, den Kern der Guten Nachricht für Menschen unserer Zeit ausreichend verständlich zu machen, wenn tatsächlich die besten Erklärungen die offensichtlichen sprachlichen und inhaltlichen Defizite, die sich aus der zu großen historischen Distanz zum Lebensgefühl und zum Denken der »Postmoderne« ergeben, nicht mehr ausgleichen können, dann muss das, was Christen und Christinnen wirklich glauben, was ihnen in Jesus von Nazareth von Gott offenbar wird und geworden ist, auch bekenntnishaft neu zur Sprache gebracht werden.

Wie kann das geschehen? Dazu abschließend folgende Thesen:

1. Im Zeitalter individualisierter Religiosität kann es keine uniformen Sprachregelungen des Glaubens mehr geben. Die Suche nach dem gemeinsamen unterscheidend Christlichen wird von Generation zu Generation immer weitergehen müssen. Wo die Suche behindert wird, wird auch das Christentum behindert, wo sie aufhört, hört auch das Christentum auf, eine menschenverbindende Religion zu sein.

2. Allerdings dürfte im Blick auf die Texte des Credo-Projekts hinreichend deutlich geworden sein: Ein Bekenntnis wie das Apostolikum, das von der ganzen Christenheit angenommen wird, lässt sich nicht einfach neu »konstruieren« und den Kirchen vorschreiben. Es bleibt aber die

»Anerkennung bewährter Credos«

Hoffnung, dass aus einer Initiative wie dem Credo-Projekt schließlich Texte hervorgehen, die – wie einst die Evangelien – erst von einzelnen Gemeinden übernommen werden, sich im Gottesdienst bewähren, sich von dort aus in andere Gemeinden verbreiten und dann allmählich von den Kirchen als eigene Glaubens Texte angenommen werden.

3. Ein solcher Prozess der Bekenntnisbildung würde am Schluss zu einer Vielzahl von Bekenntnissen führen, die je nach Kultur- und Entstehungsraum sehr verschieden ausfallen könnten und dennoch die Einheit des Christentums in kreativer Verschiedenheit repräsentieren. Ziel wäre die gegenseitige Anerkennung bewährter regionaler Credos auf Weltebene. Es

könnte ja sein, dass wir gegenwärtig auf eine längere Epoche kreativer Bekenntnisbildung zugehen, in der sich – gewiss nicht ohne theologische Konflikte – schließlich eine Art Synopse gemeinschristlicher Bekenntnisse herauskristallisiert.

4. Gleichzeitig zwingt uns die gegenwärtige Glaubenssituation, uns intensiv mit den offenen Fragen, Missverständnissen, Defiziten und theologischen Problemzonen auseinanderzusetzen. Besondere Probleme sind in diesem Zusammenhang: die Problematik des personalen Gottesbildes, die Theodizeefrage, das Weiterleben nach dem Tod, das Gottesverhältnis Jesu (Gottessohnschaft, Christologie), Christentum und andere Religionen, Erlösung und Nachfolge, Kirchenbild und Selbstfindung des religiösen Menschen usw.

5. Schließlich gilt es zu beachten: Das, was Menschen heute fehlt und was sie oft schmerzlich vermissen, ist nicht eine neue Dogmatik, sondern eine neue Erfahrung der göttlichen Dimension. Hier ist der Ort, wo Theologie neu entstehen muss. Da, wo sie im gemeinsamen Bemühen gelingt, wird sie auch bekenntnisbildende Kraft entwickeln.

¹ Vgl. K.-P. Jörns: Die neuen Gesichter Gottes. Die Umfrage: »Was die Menschen wirklich glauben« im Überblick, Neukirchen-Vluyn 1997.

² Mit Genehmigung des Verfassers nach dem Originalwortlaut zitiert: Vortrag anlässlich des Neujahrsempfangs des Kirchenbezirks Schwäbisch Gmünd am 4.2.2000.

³ Vgl. U. Baumann/B. Jaspert (Hg.), Glaubenswelten.

Zugänge zu einem Christentum in multireligiöser Gesellschaft, Frankfurt 1998, 17–103. Vgl. H. Barz, Religion ohne Institution? Opladen 1992; ders., Postmoderne Religion, Opladen 1992; A. Dubach/R. J. Campiche (Hg.), Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, Zürich ²1993.

⁴ H. Küng, Credo. Für Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts. Zusammengefasst von J.-L. Gindt, Oberursel 1999;

die Vorlage: H. Küng, Credo. Das Apostolische Glaubensbekenntnis – Zeitgenossen erklärt, München ²2000.

⁵ Ein Teil der Texte wurde veröffentlicht in: P. Rosien (Hg.), Mein Credo. Persönliche Glaubensbekenntnisse, Kommentare und Informationen, Oberursel 1999; H. Pawlowski (Hg.), Persönliche Glaubensbekenntnisse, Kommentare und Informationen, Oberursel 2000; H. Pawlowski/P. Rosien (Hg.),

Mein Credo, Bd. 3. Aktuell und dynamisch ist die Glaubenssprache von heute, Oberursel 2001.

⁶ Mein Credo, Bd. 1, 54. ⁷ Ebd., 21.

⁸ Vgl. auch: Urs Baumann, Utopie Partnerschaft. Alte Leitbilder – Neue Lebensformen, Düsseldorf 1994 (Internetausgabe: <http://www.uni-tuebingen.de/uni/uoif/Service/index.html>), 77–80.

Prof. Baumann leitet ein wissenschaftliches Projekt am Tübinger Institut für Ökumenische Forschung, das die persönlichen Bekenntnisse des Credo-Projekts untersucht.
Informationen: <http://www.uni-tuebingen.de/uni/uoif/Institut/index.html?Personen/Baumann/index.html>.